

„Der Ton-Meister aus Grötzingen“

Viele Jahre lebte Stefan Holzmüller im Malerdorf Grötzingen. Ein schöpferischer Mensch mit einer außerordentlichen Begabung: Seine keramischen Arbeiten durchbrachen den Kanon der „genehmigten Formfindung“. Er ließ alle Regeln, alle Vorgaben hinter sich, schuf Werke aus der Tiefe seiner eigenen Gesetze: „Ich habe mich nicht beeinflussen lassen. Wenn ein Künstler sich anpasst, ist er verloren. Ich habe meine Linie beibehalten. Bei mir wird jedes Stück anders: Hunde und Hühner, Pferde und Vögel, Töpfe mit „japanisch-chinasischen“ Landschaften, Löwen und Uhus, geformt aus Erde und Hitze.“

Er fand Anerkennung. Einige seiner eigenwilligen Schöpfungen, vor allem seine „Männchen“, gehören heute zur „Collection de l'Art brut“ in Lausanne, dem von Jean Dubuffet gegründeten Museum mit Weltgeltung.

Wie geht die ihn umgebende Soziologie, sein unmittelbares Umfeld; wie gehen die Freunde mit einem solchen unangepassten Menschen um? Zumeist sehen sie die Defizite. Sie stoßen sich an den Ecken, den Kanten, dem oft sonderbaren Benehmen, dem auffälligen Verhalten. Sie belächeln seinen Gang, seine Sprache, sein eruptives Lachen, seine fahrigten Bewegungen. Und sie belächeln – natürlich – seine schöpferischen Hervorbringungen. Was nur zeigt: Es ist nicht leicht, hinter den ersten Eindruck zu schauen. Es ist nicht leicht, in jemandem, der sich nicht innerhalb der allgemeinen Normen bewegt, den Kreativen mit einem ganz eigenen Schatz zu entdecken. Kaum jemand schafft den Schritt in ein menschliches Verständnis. Es reicht zumeist zu nicht mehr als herablassende Duldung. Die lässt sich leicht zelebrieren in einer schnellen Handbewegung und in einem angemäßigten: „Ich weiß schon.“ Mit fixer Zunge wird schon bald ein Urteil gesprochen: „Nicht normal!“ Schwerer aber ist, das Gegenüber in seinem Anderssein zu akzeptieren. Dazu fehlt oft – ja zumeist – das Vermögen. Sagen wir genauer: Die persönliche Reife.

Das alles ist nicht neu, und es geschieht vor breitem Hintergrund, gleichsam auf offener Bühne: Wenn es je eine auffallend unbekannte, gesellschaftlich an den Rand gestellte Kunst gab, dann die jener, – ja, sollen wir sie Künstlerinnen; Künstler nennen; das hätten sie am wenigsten gewünscht – die ohne Ausbildung und Anhalt, ohne Anpassung an herrschende Richtungen allein den eigenen Quellen folgen. Unbeirrt, einsam.

In Deutschland besitzen sie nicht einmal einen Namen. In England und Amerika nennt man sie „Outsider“. Bei uns geistert unwidersprochen ein unsäglich besetzter Begriff durch Aufsätze und Besprechungen: „Bildnerei der Geisteskranken.“ Er geht zurück auf den Titel eines Buches von Hans Prinzhorn, das 1922 erschien. Eine solche Begrifflichkeit stigmatisiert. Und das ist es, was diese Menschen am wenigsten gebrauchen können. Die Weite und Abgeklärtheit einer Aussage von Paul Klee steht dem entgegen, führt weiter, überwindet das vorschnelle Urteil und begreift in zugespitzter Deutlichkeit, was sich hier ereignet: „Alles das ist tief ernst zu nehmen, ernster als sämtliche Pinakotheken.“ Ähnlich äußerten sich Alfred Kubin, Max Ernst und Joseph Beuys. Damit stellen sie fest: Der traditionelle Kunstbegriff, in Jahrhunderten gewachsen, reicht nicht aus, um das ganze Spektrum menschlicher Kreativität zu fassen. Wer das erkannt hat, begegnet in den ausgeordneten Randexistenzen, den Einsamen und Zuspätgekommenen, den Deppen und Delinquenten, den Käuzen und Kranken, den Einzelgängern und Einfältigen einer Welt voller Alternativen zu dem, was die „Normalen“, die „Gesunden“ als Norm bewahren und weitergeben. Gerade in jenen ausgeklammerten und verleugneten Bereichen der „ART BRUT“ – Jean Dubuffet schuf diesen Begriff – vollzieht sich schon lange ein Geschehen, das eine Herausforderung darstellt für alle, denen die Kunst ein Synonym ist für Erfindungsreichtum, Ehrlichkeit und Menschlichkeit. Hans Prinzhorn erkannte, dass sich in diesen Äußerungen Klage und Anklage

aufbäumte. Vor allem aber waren diese Blätter und Skulpturen, Gemälde, Tonarbeiten und Installationen kein „bedeutungsloses Zeug“ bedeutungsloser oder bedeutungslos gemachter Menschen. Als Resümee seines Buches findet er in ihrer Bildnerei vor allem eins: Wert und Wahrheit.

Fortgeführt wurde seine Sicht auf den schöpferischen Menschen durch Jean Dubuffet, der 1949 einen Aufsatz schrieb: „Rohe Kunst statt kultureller Künste.“ Kompromisslos formuliert er: „Die wahre Kunst ist immer da, wo man sie nicht erwartet. Da, wo niemand an sie denkt noch ihren Namen nennt ... Sie läuft überall herum, jeder ist ihr ... begegnet ... Aber nicht einer kam auf den Gedanken, das könne die Frau Kunst sein.“ Jean Dubuffet urteilt hart, sicher richtig und präzise: „Die offizielle Kunst besteht auf Einordnung, Anpassung und Nachahmung.“ Anders gesagt: Sie besteht auf Kontinuität und Fortführung kulturell genehmigter Verfahren. Sie ist systemkonform. Nicht so „Art brut“: Sie umfasst die „rohe“, von Kultur und Zivilisation freie Kunst der Außenseiter, die sich schon deshalb mit dem gesellschaftlich akzeptierten Kunstbegriff nicht auseinandersetzen, weil sie ihn gar nicht kennen. „Art brut“-Künstler haben ihre Wurzeln in Mythen und Märchen, Träumen und Tabus, Leid und Krankheit, Hoffnung, Sehnsucht nach Geborgenheit und Liebe, randvoll mit Trauer und Angst. Diese Menschen sind nicht robust. Sie sind empfindlich, verletzbar, leicht die Beute jenes allgemeinen Hochmuts, der immerzu und überall die Ellbogen ausfährt. Auch in der Umgebung von Stefan Holzmüller herrschte dieses Gesetz. Und er hat darunter gelitten. Einige wenige aber hielten zu ihm. Nicht aus Mitleid. Vielmehr aus der Gewissheit, dass hier etwas Besonderes aufbrach. „Ich wollte Vasenvögel und Urtiere machen. Mein erstes Stück war eine Topftaube ... Vögel haben Flügel, Tiere zwei oder vier Beine, Menschen zwei, Fische Flossen.“ Diese Welt gehörte ihm allein – und sie machte ihn zum Außenseiter. Viele lachten über ihn, fanden ihn merkwürdig. Er hatte es schwer. Aber er ließ sich nicht von seinem Weg abbringen. „Arbeit ist wichtiger als Glück.“ Mag sein. Wer will das beurteilen? Doch das ist sicher: Was seine Hände formten, gibt es nur einmal.

Gerd Presler, Weingarten/Baden